

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 20

Artikel: Pfingsten 1937

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637237>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und darauf fangen wir an, das ist einfach.“ Aber Jo hatte nicht mit den Hunderten von Eingeladenen gerechnet, die aus der Nähe und der Ferne kommen würden, denn die Bälle von Baldingen waren berühmt, und wer nicht mußte, blieb nicht zu Hause. Und nun gar ein Sommer-Maskenball! Aller weiße Krepp, der sich in dem Riesendorf aufhielt, aufgehalten hatte, war ausverkauft. Zwei Tage mußte man warten, dann war er wieder in Fülle vorhanden. Inzwischen konnte man ja Ideen sammeln, oder Muster zeichnen, wenn die Idee geboren war.

Die ganze Industrie weit im Lande herum war eingeladen, die gesamte Aerzteschaft mit ihren Damen, die Juristen, die bekannten Kaufleute, die Studenten, die ja von der Universität nicht weit nach Hause zu fahren hatten, alles, alles mochte kommen. Nur die Theologie war ausgeschlossen, und das war ihr freier Wille. Sie durften aber auf der breiten Galerie des Kasinosaales auf die andern herabsehen. Doch ihre Töchter sollten nicht fehlen. So war auch Anna-Maria, die man sonst nirgends sah, eingeladen worden.

Also mit dem Krepppapier war es für heute nichts. Auch die Bleistifte schwänden dahin, das farbige Papier steige im Preise und Radiergummi sei so viel verlangt worden, wie sonst in Jahren nicht. Wo zwei sich begegneten, sprach man vom weißen Ball. Jeder suchte hinter das Geheimnis des andern zu kommen. Keiner verriet sein eigenes. Die besten Freundinnen mieden einander, denn wie leicht konnte man sich beim Plaudern verraten.

Zwischen den Geschlechtern wurde hin- und hertelephoniert, ja telegraphiert, wie sonst nur in Zeiten allergrößter Feste. Oder bei Unglücksfällen (in der Liebe), und ein unhörbares Wispern flog über die roten Dächer Baldingens. Mütter saßen allein in ihren Zimmern, denn in den Mädchenstuben arbeiteten ihre Töchter und hatten den Riegel vorgeschnitten, nähten, schnitten zu, probten, und in der Stadtbibliothek waren Werke über Sitten, Gebräuche, Kostüme überhaupt nicht mehr zu bekommen. Die Schneider und Schneiderinnen, die in dieser Epoche arbeitslos waren, beschlossen, wenigstens den Ball von der obren Galerie aus mitzumachen, um möglicherweise Humoristisches oder Pikantes für die Frühlings-Maskenbälle zu erlauschen.

In Anna-Marias schneeweisem Stübchen — dem richtigen Ort, um sich für einen weißen Ball vorzubereiten — saßen Besitzerin und Gast und dachten nach. Sie waren noch immer nicht am Ende ihrer Beratungen angelangt. Die Parole war ausgegeben worden, die Dame und ihr Kavalier möchten gemeinsam ihre Kostüme wählen. Wer aber noch gar nicht wußte, wer der Partner sein würde? Wen noch gar niemand angefragt hatte, oder wer noch keine Antwort erhalten hatte? Weder Anna-Maria noch Iorinde waren ihrer Sache sicher. Noch war weder ein Brief, noch ein Besuch gekommen. Da hatten es die öffentlichen oder geheimen Liebespaare besser. Die wußten, was sie wollten. Die waren selig und benutzten jede Gelegenheit, um sich über das Kostüm zu beraten.

Je näher der Tag herankam, je lebendiger wurde es in den Straßen, wo hastig mit Paketen herumgelaufen wurde. An den Haustüren standen junge Herren und begehrten Einlaß. Und in den guten Stuben saßen sie und brachten ihr Anliegen vor. Junge Damen übten die Verbeugungen, die sie würden vollbringen müssen, und die Coiffeurläden waren überfüllt. Der helle Schein, den die Verliebten um den Kopf trugen, wurde heller und deutlicher, und mit dem Verbergen wurde es schwierig, denn der Schein verriet sie alsbald.

Fortsetzung folgt.

Pfingsten 1937

Die Natur steht im Brautschmuck; vom Wiesenrain leuchtet es gelb und weiß, im Dornhang blühen die Weilchen. Die Menschen aber sind friedlos und gedrückt wie damals, als die ersten Christengläubigen beisammensahen und das Pfingstwunder erlebten.

Damals gärte es unter den Völkern, die das römische Joch trugen. Die Juden hatten eben den Messias gefreuzigt, den falschen und betrügerischen, wie sie meinten. Denn dieser Christus wollte das Volk von den nationalen Zielen des Judentums wegführen und für ein imaginäres Gottesreich verpflichten, bei dem vom Herrscherthum der Juden nicht die Rede war. Und just an dieses Gottesreich glaubten die zu Pfingsten von damals Versammelten, an denen sich das Flammenwunder vollzog. Taufende ließen sich daraufhin taufen. Aber mehr noch waren der Zweifler und Spötter, die dem Geschehen jenes Tages verständnislos gegenüber standen. Die jammerten: was soll das werden! Oder spotteten: Sie sind voll süßen Weines! Das Judenthuvolk beharrte in seiner nationalen Verstocktheit und ging daran zugrunde.

Auch heute sind die Völker rings um das Mittelmeer — nein, nicht nur die — sind alle Völker unwillige Jochträger. Alle hegen sie irgend eine Messiahoffnung in sich. Die einen haben vom alten Judentum den Weltherrschaftstraum übernommen. Sie — die Deutschen — entnehmen die Verheißung dazu aus einer konstruierten Rassenlehre. Die andern — die Italiener — glauben, den durch die Geschichte abgebrochenen Faden des alten römischen Imperiums wieder aufnehmen zu müssen. Die Japaner von gestern glaubten die Zeit gekommen zur Errichtung eines fernöstlichen Weltreiches unter ihrer Führung. Das heutige Japan ist dieser Zielsetzung gegenüber skeptisch geworden. Auch der sowjetrussische Weltrevolutionstraum ist ausgeträumt. Er hat einem realpolitischen Nationalismus Platz gemacht. Und eben hat in London das britische Imperium demonstrativ seinen Willen bekundet, stark und mächtig bleiben zu wollen. Eine Warnung an die Totengräber dieses Imperiums. Ob sie gehört wird?

Nationalismen und Imperialismen um und um! Aber auch — und vielleicht gerade deswegen — Sehnsucht der Völker und der Menschen nach Frieden. Dem wahren Frieden — nicht dem faulen, der jedem Kriege folgt. Nein, nach dem Frieden mit dem Mitmenschen, mit dem Nächsten und damit mit sich selbst. Daß dieser Friede nur möglich ist auf dem Wege des sozialen Ausgleiches, des gerechten Lohnes für die Arbeit, des gleichen Rechtes für alle, das ist die Erkenntnis, die heute jedem Denken sich aufdrängt. Und auch die Erkenntnis drängt sich ihm auf — dem Pfingstgläubigen sei es mit Nachdruck gesagt —, daß wir nicht mit den Händen im Schoß auf den Pfingstgeist von oben warten dürfen. Auf die mystische Erneuerung und Bekehrung der Menschen von innen her, die dann alle Friedensfragen von selbst lösen werde. Gewiß, es braucht diese Erneuerung und Bekehrung für alle, die pessimistisch und mutlos das Weltgeschehen über sich ergehen lassen und den Glauben an die Vernunft und das Gute nicht mehr aufbringen können. Die vielmehr glauben, die Menschen seien grundsätzlich und verdorben und Europa sei mit seinen Völkern dem Untergang geweiht. Und die weiter glauben, man könne eine unbequeme Idee mit Gewalt unterdrücken und aus der Welt schaffen. Ihnen ist die Gläubigkeit und der Optimismus jenes kleinen Häuflein zu wünschen, das die Verheißung des Gottesreiches, in dem es weder Reiche noch Arme, weder Gewalt noch Unrecht gibt, zu den späteren Geschlechtern weiter trug trotz Verfolgung und Tod.

Gewiß, es braucht dieses Zurückgehen auf die Gesinnung der Urchristen, auf ihren unerschütterlichen Glauben an die Barmherzigkeit Gottes und an den Endesieg des Gottesreiches. Aber diese Erkenntnis entbindet nicht von der Pflicht, den Weg zu suchen, den die Völker zu gehen haben, wenn sie im Frieden

bestehen wollen. Jeder hat als Glied seines Volkes Anteil an den nationalen Aufgaben, die diesem seinem Volke gestellt sind. Darum muß er sich für die Kräfte entscheiden, die den innern Frieden der Nation aufzubauen und erhalten wollen.

Welches diese Kräfte sind, sagt ihm sein besseres Selbst. Daz das nicht der Alkohol und seine Einflüsse in der Politik, daz es nicht das Raffkapital mit seinen Ansprüchen auf die Wirtschaftsführung, daz es nicht die Macht- und Gesellspolitiker aller Parteirichtungen sind, das sagt ihm die Überlegung und die Erfahrung.

Wie er sich aber zu verhalten hat dem erkannten Guten gegenüber, das lehrt er aus der Pfingstgeschichte. Sicher nicht wie die Zweifler und Spötter, wiewohl er sich bei ihnen in der sicheren Obhut der Mehrheit befände. Nein, bei der kleinen Minorität der Gläubigen, der Entschiedenen und Einsahgbereiten muß er stehen, soll nach Pfingsten 1937 die Welt friedvoller und schöner werden.

H. B.

* * *

Dienst am Kunden

Pfingsterzählung von Herbert Steinmann. (Nachdruck verboten.)

Die Straßenbahn rollte durch den Wald. Sie war bis auf den letzten Platz besetzt. Kein Wunder an solch schönem Pfingstmorgen. Überall frohe, erwartungsvolle Gesichter, helle Kleider, Vorratskoffer, Schnittenpakete.

„Ting-ting!“ machte die Glocke.

Schaffner Peter Burg klingelte die lezte Haltestelle vor dem Endziel ab. Ein artistisches Kunststück in dem Gedränge. Der junge blonde Straßenbahner ließ das nette und zuvorkommende Lächeln trotz Sturm und Drang nicht von seinen Lippen. Aber in den Augen, deren Blicke bald den grünen Wald, bald die festlich gekleideten Menschen streifte, lag ein verborgener tiefer Ernst und — ein ganz klein wenig Sehnsucht.

„Hier noch jemand nicht abgefertigt?“ fragte Peter gewohnheitsmäßig.

Dann kam die Endhaltestelle.

„Alpenblick! Alles aussteigen!“ rief Peter, und schwang sich vom Trittbrett. Hier und da mußte er einer älteren Dame, einem Kind beim Aussteigen helfen. Er tat es flink und lächelnd.

Die Pfingstausflügler strömten in den Wald.

Peter ging nach vorne, zum Wagenführer, der schon auf einer Bank saß und kräftig in die erste Stulle biß.

Peter „frühstückte“ eine Zigarette.

„Warum fährt denn Opiz heute nicht“, wollte der Kamerad wissen, „er stand doch auf dem Dienstplan für den ersten Feiertag!“

Der Schaffner machte eine kurze Handbewegung. Nicht so wichtig, sollte das sagen.

„Ich hab' mit ihm getauscht für einen Wochentag“, sagte er, „Opiz hat da 'ne Familienfeier. Sein ältestes Mädel verlobt sich heute. Na, und da muß er doch im Kreise seiner Familie sein!“

„Bist doch ein anständiger Kerl, Peter!“ lobte der Wagenführer, „bist bloß so sehr still, seitdem die Erna den Polizeiwachtmeister Schmuß genommen hat, statt dich!“

Peter trat den Stummel seiner Zigarette aus.

„Ich komm' eben immer noch nicht ganz drüber weg!“ knurrte er, „Feiertage sind mir darum ein Greuel. Wenn ich morgen schon an den zweiten denken — na, da werde ich mich daheim eben mal gründlich ausschlafen, und nachher lesen — da geht der Tag auch rum! Die Mädels können mir gestohlen bleiben!“

Der Wagenführer wollte noch etwas erwidern, aber ein Blick auf die Uhr ließ ihn davon abkommen.

„Wir müssen gleich fahren, Peter!“

„Na, dann los — immer Dienst am Kunden!“

Ting-ting machte die Glocke.

Als es dann wieder nach einiger Zeit zur neuen Fahrt gen Alpenblick ging, hatte Peter den Wagen wo möglich noch voller als zuvor.

Nur mühsam konnte er sich durch die Menge der Fahrgäste winden.

„Jemand noch nicht abgefertigt!“

Sein Blick ging ringsum. Dann fiel er auf eine junge, braunhaarige Dame, die in ihrem bunten Kleidchen sehr vorteilhaft ausgesehen hätte, wenn nicht eben unter dem Blick des Schaffners ihr Gesicht blutrot und sehr reuevoll ausgesehen hätte. Unsicher zitterten ihre Lippen.

„Na, meine Dame — ?“ fragte Peter halblaut, denn nun wußte Peter es ganz genau, daß dieses Mädel schon eine Reihe von Haltestellen mitfuhr und noch nicht bezahlt hatte.

Da kam ihre Flüsterstimme.

„Ah, Herr Schaffner“, raunte sie und der Blick ihrer blauen Augen war ängstlich auf ihn gerichtet, „ich habe die Zeit verschlafen, und der Herr war schon weg, mit dem ich mich verabredet hatte, und nun, nun habe ich mein Portemonnaie in der Eile auch noch zu Hause gelassen, ach, und werde sicher schon ausgeschimpft!“ Peter zog die Stirn kraus und sah seine Kundin strafend an. Sagen durfte er ja eigentlich nur dienstlich was. Aber undienstlich dachte er. Ja, so sind die Frauen, Verabredungen versäumen, zu spät kommen, Geld vergessen, — ja so sind sie, sie machen nur Schwierigkeiten!

Aber da mußte er plötzlich lächeln.

Denn dieses Gesichtchen da sah so komisch betrobt aus, und die Stimme fragte halb zwischen Lachen und Weinen:

„Ah, lassen Sie mich doch mitfahren, Herr Schaffner!“

Irgendwo kicherte man schon. Peter faßte einen schnellen Entschluß. Er griff zum Block und lochte einen Fahrtschein.

„Hier — ich lege das Fahrgeld für Sie aus, Fräulein!“

Er hielt ihr das Billett hin. Sie strahlte über das ganze Gesicht, so wie die Sonne durch Regenwolken bricht.

„Oh, wie lieb von Ihnen, Herr Schaffner!“

Peter wehrte sich gegen die Weichheit dieser Stimme.

„Dienst am Kunden, mein Fräulein“, knurrte er.

„Und — und —“, fragte sie, „wohin darf ich Ihnen das Fahrgeld übermitteln?“

Als er schwieg und verbissen Fahrtscheine verteilte, spielte sie einen Trumpf aus.

„Aber bitte, ich will doch nicht in Ihrer Schuld bleiben!“

„Na, schön — Peter Burg, Dorfweg 17 a bei Frau Hoffmann! Über es ist sich nicht der Mühe wert!“

Dann mußte er die nächste Haltestelle ausrufen.

Endlich wurde auch das Endziel am Alpenblick wieder erreicht.

Wohlwollend sah Peter dem unbekannten Mädchen mit dem geborgten Fahrtschein nach — und seufzte dabei ein wenig. Eigentlich war es schade.

Dann zuckte er zusammen. Unweit der Haltestelle war die Gestalt eines Polizeiwachtmeisters aufgetaucht, der Sonntagsuniform trug. Mit raschen Schritten ging er auf das Mädchen zu. Jetzt reichten sie sich die Hände — und der Mann der Polizei sprach sehr eindringlich auf das Mädchen ein.

Jetzt kriegt sie ihre „Abreibung“ die Kleine, dachte er. Er krauste unmutig die Stirn. Er hatte nichts gegen die Polizei, nein durchaus nicht, — die Beamten hatten einen sehr schweren verantwortungsvollen Dienst. Aber, zum Donnerwetter, warum alle Polizisten immer gerade denselben Geschmack haben mußten, wie er, das verärgerte ihn ein wenig.

Dann machte er kehrt und ging zum Kameraden Wagenführer.

Peter, du bist ein Riesenfesel, dachte er. — —

Der zweite Feiertag begann für Peter, so, wie er es sich vorgenommen hatte. Nach der gestrigen Enttäuschung — verfligt was ging ihn eigentlich diese braunhaarige „Kundin“ an, hatte er noch weniger Lust unter Menschen zu gehen als sonst.

So trank er denn geruhig Kaffee, stürzte sich in die Lektüre der gestrigen Zeitungen, die er noch nicht gelesen hatte,